Der Stern.

Deutsches Organ der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.

Gegründet im Jahre 1868.

„Der Spötter suchet Weisheit, und findet sie nicht." Sprüche 14 : 6.

No. 24. | 15. Dezember 1906. | 38. Jahrgang.

Dinge, die zu spät kommen.

Aus „Great Truths" von Jordan.

Die Zeit scheint ein grimmiger, alter Humorist zu sein, der einige Neigung zu nachträglichen Einfällen hegt. Die Dinge, die zu spät kommen, sind ein Teil seines beißenden Spottes. Jedes Geschlecht beschäftigt sich damit, die Fehler des Vorhergehenden zu korregieren und neues Unrecht zu begehen, das das ihm Nachkommende seinerzeit recht machen soll. Jedes Geschlecht vererbt dem Nachfolgenden seine Weisheit und seine Albernheit, seinen Reichtum an Erkenntnis und seine Schulden von Irrtum und Mißerfolg. Die Dinge, die zu spät kommen, sind also nur die verzichteten Anzahlungen auf alte Schulden. Sie deuten an, daß die Welt weiser, besser, treuer, edler und gerechter wird, daß sie aus dem finstern Schatten des Irrtums in die Sonne der Wahrheit und Gerechtigkeit hervortritt. Sie beweisen, daß die Zeit aus dem Aufzug der Menschheit ein wundersames Gewebe webt, das aus den Fetzen und Knoten des Irrtums und der Wahrheit besteht.

Die Dinge, die zu spät kommen, sind die vollere Weisheit, die verschobenen Ehrenbezeigungen, der wahrere Begriff von der Arbeit der Pioniere, jener tapferen, standhaften Streiter, die allein um Wahrheit kämpften, doch mißverstanden und verkannt wurden. Es bedeutet, daß die Welt dem Leben gegenüber eine edlere Stellung einnimmt. Oberflächlich betrachtet, geben uns die Dinge, die zu spät kommen, Anlaß dazu, hilflos, hoffnungslos, pessimistisch zu fühlen; im Lichte einer tieferen Weisheit besehen, offenbaren sie uns den großartigen Entwicklungsgang der Menschheit nach höheren Dingen. Es ist die Kundtuung der Natur, daß das Rechte endlich triumphieren, die Wahrheit siegen, die Gerechtigkeit walten muß. Für uns als Individuen ist es zugleich eine Warnung und eine Anspornung: eine Warnung gegen das Zurückhalten unserer Liebe, Barmherzigkeit, Güte, Sympathie, Gerechtigkeit und Hilfe, bis es dann zu spät ist; eine Anspornung, alles Mögliche zu tun, zwar bis auf unsere Leistungsfähigkeit, und uns nicht um Folgen zu sorgen, sondern beherzt glauben, daß es sich gut verlaufen wird.

Mehr als dreißig Jahre dauert es, ehe das Licht einiger Sterne die Erde erreicht; bei anderen hundert Jahre; bei vielen womöglich tausend Jahre. Diese Sterne werden nicht sichtbar, bis ihr Licht das menschliche Auge trifft und eine Gegenwirkung hervorruft. Es bedarf fast der gleichen Frist, ehe das Licht einiger Genies der Welt ein wirklich sehendes Auge trifft. Dann sehen wir diese Männer wie die glänzenden Sterne in der Galerie der Unsterblichen der Welt. Deswegen

deutet augenblicklicher Ruf nur selten auf dauernden Ruhm. Wir verkennen stets die Feuerfliegen von Geschicklichkeit für Sterne von Genie. Aber die Zeit setzt alles wieder zurecht. Der Ruhm bringt jedoch dem, der den Lichtern und Schatten dieses Lebens schon voran ist, keine Freude, Ermutigung oder Begeisterung; das ist das Traurige an der Ehre, die zu spät kommt, ein Strich des Possenhaften verschmolzen mit Pathos. Verspätete Anerkennung ist besser als gar keine — besser, obschon spät, als gar nicht; aber sie ist so viel teurer und güliger und wertvoller, wenn nicht verspätet. Wir neigen sehr darnach, unsere Verurteilung und Kritik des Augenblicks als Eilgut, unsere sorgfältige ehrliche Verurteilung als Frachtgut zu versenden.

Im Oktober 1635 wurde Roger Williams wegen seinem begeisterten Flehen um die Freiheit der Person auf Befehl des Allgemeinen Gerichts von Massachusetts aufgefordert, die Kolonie auf immer zu verlassen. Er ging nach Rhode Island, wo er beinahe fünfzig Jahre lebte. Aber das amtliche Gewissen wurde ein wenig unruhig, und vor ein paar Jahren, im April 1899, büßte Massachusetts tatsächlich für seine alberne Tat. Die ursprünglichen Papiere, vor Aller schon gelb und zerfallen, wurden aus ihrem Versteck geholt, und durch den üblichen „gemachten, unterstützten und angenommenen Vorschlag" wurde die Ausweisung feierlich „umgestoßen und nichtig erklärt". Der Bann, unter dem Roger Williams mehr als 260 Jahre gelegen hatte, wurde widerrufen, und jetzt steht ihm, wenigstens gesetzlich, kein Hindernis im Wege, wenn er in jenen Staat zurückkehren und dortselbst wohnen will. Die Tat war ein Verdienst und eine Ehre zum Staate; im Geiste war es ganz richtig, und Roger, da er jetzt schon mehr als zwei Jahrhunderte im Geiste ist, mag ruhig gelächelt und es verstanden haben. Aber die Genugtuung war wirklich zu lange aufgeschoben.

Für die Fehler, die Sünde und die Albernheit eines Zeitalters mag das Nächstfolgende einigermaßen büßen, aber das Individuum steht allein da. Für das, was wir tun, oder unverrichtet lassen, sind wir allein verantwortlich. Wenn wir die goldenen Stunden, die wir Edlerem hätten widmen können, wie Sand durch die Finger rieseln lassen, so kann niemand sie uns wieder zurückgeben.

Menschliche Zuneigung wird durch Zeichen und Bezeigungen jener Zuneigung ernährt. Bloß freundliche Gefühle zu hegen, genügt nicht; diese müssen durch Taten erwiesen werden. Die gedörrte Erde wird nicht durch die Tatsache, daß es Wasser in den Wolken gibt, erfrischt; es erwacht alles zu frischem Leben erst dann, wann der segensreiche Regen tatsächlich niederträufelt. Wir sind gar zu geneigt zu sagen: „Er weiß, wie wert er mir ist," und anzunehmen, daß dies ein genügender Ersatz für Ausdruck sei. Wir wissen, daß die Sonne irgendwo scheint; dennoch zittern wir, weil ihre Glut und Wärme fehlt. Die Liebe sollte stets durch kleine Gefälligkeiten, durch liebenswürdige, anerkennende Worte, durch das Lächeln und die Handreichung der Hochachtung erwiesen werden. Durch Geduld, Langmut, Höflichkeit und Liebenswürdigkeit sollte man beweisen, daß Zuneigung eher eine Wirklichkeit als eine Erinnerung sei.

Diese Theorie vom vermuteten Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit der Zuneigung ist eine der traurigsten Begebenheiten des Ehelebens. Wir sollten Rosen der Liebe haben, die immer blühen und duften, nicht die getrockneten Rosen, die, gepreßt, als Lesezeichen in der Familienbibel liegen, ein Angedenken an dem, was gewesen ist, eher als ein Beweis dessen, was ist. Die Ehe verschließt gar zu oft die Lebenstüre und läßt Zärtlichkeit, Berücksichtigung und Ritterlichkeit draußen. Das Gefühl mag immer noch da sein, aber es macht sich nicht recht erkennbar; die gereimte Poesie des Liebens wird in ungereimten Vers, und später in trockene Prosa umgewandelt. Wie der Junge vom Vater bemerkte: „Christ ist er wohl, aber er arbeitet jetzt nicht mehr so viel daran." Liebe ohne Bezeigung ernährt das Herz gar nicht mehr als der zugeschlossene Brotkasten den Leib ernährt, erleuchtet und erhellt den täglichen Pflichtgang nicht mehr als eine unangezündete

Lampe ein Gemach beleuchtet. Es gibt oft im Herzen des Mannes oder der Frau ein so heftiger Begehr nach wörtlichem Ausdruck von menschlicher Liebe und Zärtlichkeit, daß er bewillkommnet wird, komme er, wie er wolle. Wenn mehr Werbungen nach der Heirat immer noch fortgesetzt würden, so würde die Arbeit der Ehescheidungsgerichte vielfach vermindert sein. Diese Vergegenwärtigung ist ebenfalls oft eins der Dinge, die zu spät kommen.

Es hungern mehr Leute dieser Welt nach Liebenswürdigkeit, Mitgefühl, Gesellschaftlichkeit und Liebe als nach Brot. Wir enthalten uns oft davon, jemandem ein Wort der Aufmunterung, des Lobes oder des Beglückwünschens zu sagen, selbst wenn wir dessen völlig bewußt sind, daß man unsere Gefühle kennt; wir befürchten es, einen dünkelhaft und vermessen zu machen. Laßt uns diese Dämme der Zurückhaltung, diese Mauern der kleinlichen Verdrängung niederreißen und die Flut unserer Gefühle einlassen. Es sind dem Gedächtnis derer, denen es im Leben wegen überhäuftem Lob mißlungen ist, wenige Denkmale errichtet worden. Es gibt auf Grabsteinen mehr eingemeißelte Schmeichelei als die Verstorbenen, die jetzt von jenen Steinen beschützt werden, im Leben je gehört haben. Der Mensch bittet nicht um Schmeichelei, er begehrt nicht übermäßigen Lob; er wünscht den ehrlich klingenden Schall der Anerkennung dessen, was er tut, und Mitgefühl für das, wonach er strebt. Warum ist es, daß der Tod uns hundert Tugenden eines Menschen bewußt macht, der uns im Leben so gewöhnlich und fehlerhaft schien? Dann sprechen wir, als ob ein Engel Jahre lang in unserer Vaterstadt gewohnt hätte, und wir ihn plötzlich entdeckt hätten. Wenn er diese Worte nur bei Lebzeit gehört, wenn er die Lobessprüche sogar sechzig Prozent unterschlagen hätte: so wäre ihm dies begeisternd gewesen zur Zeit, wo er des Lebenskampfes müde und überdrüssig war. Nun aber sind seine Ohren aller irdischen Musik taub; könnte er unser Lob auch noch hören, so wären die Worte doch nur unnützige Bote einer Liebe, die zu spät kam.

Ganz recht ist es, nur Gutes über die Toten zu sagen, ihrer Stärke zu gedenken und ihrer Schwäche zu vergessen, ihrem Gedächtnis den Ausdruck der Hochachtung, Gerechtigkeit, Liebe und Trauer, wovon uns das Herz schwellt, zu gewähren. Aber es sind die Lebenden, immer die Lebenden, die dessen am meisten bedürfen. Die Verstorbenen sind aller Hilfe vorbei; unser wildestes Jammern in Todesqual und Reue bringt doch keinen Widerhall aus der Stille der Ewigkeit zurück. Die, welche den Lebenskampf noch führen, welche es noch mutig wagen, zu tun und zu sein: die bedürfen unserer Hilfe, unserer Genossenschaft, unserer Liebe, kurz alles, was in uns edel ist. Besser ist die kleinste Blume, welche in unsere warmen, tätigen Hände gelegt wird, als Berge von Rosen um unsern Sarg gehäuft. (Schluß folgt.)

„Haben Sie Christum gefunden?"

„Haben Sie Christum gefunden?" Der Sprecher mochte etwa dreißig Jahre alt gewesen sein, denn seine Gesichtszüge verrieten schon große Charakterfestigkeit, oder war es nur Religiösität? Obwohl der Angesprochene dem anderen in Jahren weit vorangeschritten war, sah er von seiner Bibel (bei dem etwas lauten Gespräch der Mitreisenden benutzte er die Gelegenheit, seine Aussprache des Deutschen durch Vorlesen zu verbessern) überrascht auf, und in augenblicklicher Verlegenheit stammelte er nach:

„Ob ich Christum gefunden habe? Wie meinen Sie denn das?"

„Sind Sie nicht selig? Sie lasen eben aus dem Worte Gottes, also dachte ich mir: der muß gewiß den Heiland gefunden haben."

„Selig? Gewiß bin ich nicht selig, noch lange nicht!" antwortete dieser, der

sich jetzt wieder zusammengerafft hatte und den Gedankengang des Fremden erproben wollte. „Den Heiland gefunden? Wann habe ich Ihn denn verloren?“

„Ach, Sie verstehen mich nicht, Sie wollen mich nicht verstehen. Ich meinte: Haben Sie sich mit Christo versöhnt, sind Ihnen die Sünden abgewaschen?“

„Versöhnt? Nun, ich erkenne das Sühnopfer Christi an, habe mich auch zur Vergebung meiner Sünden taufen lassen. Ich glaube, daß wenn ich die Gebote des Herrn gewissenhaftig halte — und ich gebe mir große Mühe darin —, so wird es mir gelingen, meine Seligkeit auszuarbeiten. Wird denn mehr verlangt?“

„Aber, Freund, Sie irren sich; das brauchen wir nicht zu tun. Der Heiland hat ja schon alles für uns getan. Was vermochten wir Sündigen ohne Ihn? Nein, meinen Jesum trage ich im Herzen!“

„Der Heiland hat uns doch Gebote gegeben; warum dies, wenn wir nichts zu tun hätten? Christus ermöglichte es uns, die Sünde zu überwinden; wir dürfen aber keinen Anspruch auf Seine Gnade machen, bis wir selbst wenigstens den Anfang gemacht haben. Meinen Sie, daß Seligkeit ohne Seelenkämpfe möglich sei? Wenn Prüfungen Ihm zur Veredlung dienen konnten, wer sind wir, die wir desgleichen nicht bedürfen? Wir sollten tun, wie der Meister getan hat.“

„Das wäre geradezu unmöglich!“

„Wie so denn? Sagte Er nicht: „Und größere Werke werdet ihr tun denn ich“? Diese Werke sollten kein Ende nehmen, bis wir „vollkommen sind, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist“. Aber wie meinen Sie das: Sie haben Jesum im Herzen? Dies meinen Sie gewiß sinnbildlich, nicht wahr? Anders ließe es sich nicht auffassen, denn Christus sagte, Er ginge zum Vater. Solches hätte Er nicht gesagt, wenn er es von vorne herein beabsichtigt hätte, durch irgend eine mystische Verwandlung in unsre Herzen einzugehen.“

„Nun von einer solchen Verwandlung wollen wir nicht reden, es muß jedoch jeder Christ einen innerlichen Frieden empfinden, der ihn in Trübsal ermuntert, ihn allezeit gegen feindliche Anfechtungen stählt. „Ich bin bei euch alle Tage“, sagte Jesus, und Er weilt und wirkt in uns. Wie erkennten wir sonst die Wahrheit, die uns allein befreien kann?“

„Zur Wahrheit gelangen wir natürlich durch den von Ihm verheißenen Tröster, der in alle Wahrheit führt. Christus wirkt durch denselben Geist auf uns, aber Sie selber glauben es nicht, daß Jesus, ein materielles, obschon verherrlichtes Wesen, alle Tage um uns, geschweige in uns ist. A propos, wofür hielten Sie einen, der die Behauptung wagte, er habe tatsächlich mit diesem auferstandenen Christo gesprochen?“

„Das wäre die gröbste Lästerung! Ein solcher könnte nur entweder geisteskrank, oder betrügerisch sein!“

„Und von beiden war Paulus also ....“

„Ach, so meinen Sie es..“

Aber der Zug hielt schon im Bahnhof an, und das Gespräch erlitt leider einen allzu kurzen Abbruch. (X. Y. Z.).

Der erste Winter in Utah.

Die Geschichte der ersten Weihnachten in Utah ist, soweit wir wissen, nie geschrieben worden; auch hier wollen wir nicht damit anfangen. Wer versteht, was eine Reise über einsame Ebenen, durch noch ungebahnten Bergesschluchten, von wilden Tieren und noch wilderen Menschen umgeben, an Hunger, Mühseligkeit und Tod kostet, wer sich in die Verhältnisse der Pioniere hineindenken kann, als der erste Winter in dieser öden Sandwüste annäherte: dem wird auch eine Vorstellung über die erste Weihnachten nicht fehlen. Am 24. Juli 1847 war die erste Abteilung

im Salzseetal angekommen, einige Monate darauf wurden ihre Reihen durch eine zweite Abteilung vermehrt — soviel als Einleitung zu der schlichten Beschreibung Whitneys, der das ganze Geschick dieser merkwürdigen Ansiedlung meisterhaft behandelt.

„Als der Winter näher anrückte, zogen die Ansiedler, da sie das Herbstsäen vollendet hatten, in die Einpfählung ein, um auf den kommenden Frühling zu warten. Die Festung war jetzt an der östlichen Seite durch Blockhäuser, an den nördlichen, südlichen und westlichen Seiten durch Luftziegelmauern eingeschlossen. Schließlich wurden noch zwei große Grundstücke, die südlich gelegen waren, von den neuangekommenen Auswanderern in gleicher Weise eingeschlossen, da die ursprüngliche Festung ihnen keine Unterkunft gewährte. Inzwischen wohnten viele in Zelten und Wagen. Dieser Zusatz war nur eine Erweiterung der ersten Einpfählung, und beide standen vermittelst Tore in Verbindung. Es gab ebenfalls am Osten ein großes Tor, das nachts sorgfältig geschlossen wurde. Die Dächer der Häuser oder Hütten dachten sich nach innen ab. Die Fenster und Türe waren der inneren Seite zugekehrt, aber jedes Haus hatte ein kleines Guckloch, welches Aussicht nach außen bot. Die zuletzt errichteten Häuser waren den ersten in einigen Hinsichten überlegen, obschon die besten darunter gar ärmlich waren. Der Fehler, die Hausdächer fast flach gemacht zu haben, verursachte nicht wenig Unbehagen. Der Frühwinter war außerordentlich mild, aber als die Zeit verging, kam schwerer Schnee, welcher dann schmolz, durch die mit Erde bedeckten Weidendächer drang und auf die Häupter, Betten und Speiseschränke der mitleidenswürdigen Insassen herunterrieselte, was natürlich ihre gute Stimmung beeinträchtigte. Apostel Taylor, dessen Haus eins der besten war — es hatte unter anderen Überlegenheiten auch noch einen Boden aus unglatten Brettern —, hatte Decke und Wände mit feinem weißen Ton gepflastert, von welchem es in der Nähe eine vorzügliche Sorte gab. Aber wehe! das unbarmherzige Wasser rieselte durch und brachte das verräterische Pflaster in aufgelöstem Zustand oder sogar in Stücken mit sich herunter. Selbst im Bett waren Schirme sehr zu begehren, und es war nichts Außergewöhnliches, eine brave Hausfrau am Ofen, auf den die Tropfen unaufhörlich träufelten und zischten, stehen und in der linken Hand einen Schirm halten sehen, während sie mit der rechten einen Rinderbraten umdrehte oder Hafergrütze im Topf umrührte. Die Lage der Festungsinsassen war, wenn auch bisweilen lächerlich, gar nicht angenehm, und wurde zu Zeiten jämmerlich, besonders so, wenn Krankheit und Mangel an genügender Obdacht herrschten.

Andere Gründe des Unbehagens waren die Schwärme von Ungeziefer — Mäuse, Wanzen u. a. —, welche die Festung überfielen. Die Wanzen wurden in dem noch grünen Holz aus den Bergen mitgebracht; die Mäuse waren auch „einheimisch und dem Gut angeboren", obwohl einige in den Getreidewagen der Auswanderer sichere Einfuhr fanden. Große weiße Wölfe streiften um die Festung umher und machten die Nacht durch ihr Geheul schauerlich, sogar das Vieh auf der Weide griffen sie an. So unerträglich wurde diese Unannehmlichkeit, daß Jagden veranstaltet wurden, um die Gegend von Wölfen und anderen wilden Tieren zu befreien. Die Verheerungen wurden sodann allmählich geringer. Was das Ungeziefer anbetrifft, so wurde dieses nach dem bewährtesten damaligen Ausrottungsverfahren vertilgt. Katzen, wenn gute Mäuser, standen in hoher Gunst — fast so viel wie Schirme.

Wahrscheinlich diesem Umstande wegen war es, daß Lorenzo D. Young, der auf die Beförderung des eigenen Wohls, sowie das von anderen bedacht war, sein Haus so früh wie Oktober verkaufte, und da er sich am Stadtbach nordöstlich der Einpfählung ein Blockhaus erbaut hatte, so zog er im Dezember mit der Familie ein. Daß sie die Festung verlassen wollten, war den Wünschen ihrer Freunde sehr zuwider, da man fürchtete, sie könnten von Indianern getötet werden.

„Das werde ich riskieren," sagte Onkel Lorenzo, „und niemand als ich selber wird Schuld sein," also ging er nach dem neuen Heime.

Ein Vorfall ereignete sich jenen Winter, der ihn dessen vielleicht überzeugte, daß die von den Freunden auf der Festung gehegte Angst wegen seiner Sicherheit nicht ganz unbegründet war. Es erweist ebenfalls die Geistesgegenwart und Tapferkeit, die jene Heldinnen, die Pionierfrauen Utahs, besaßen. Es trug sich folgendermaßen zu: Harriet Young saß eines Tages mit dem Kindlein in ihrem einsamen Heim, als ein Indianer an die Tür kam und um Semmel bat. Er war ein grausam aussehender Kerl, und man kannte ihn durch die ganze Gegend als einen „bösen Indianer". Frau Young ging an ihren einfachen Speiseschrank und holte dem Wilden zwei von drei Semmeln — das ganze Brot, das sie im Hause hatte. Er nahm dieselben und bat um mehr. Sie gab ihm die letzte, aber dennoch forderte er mehr. Mehr hatte sie nicht, und sie sagte es ihm. Wütend kam er auf sie, und, einen Pfeil an den Bogen legend, zielte er auf ihr Herz, während er die Forderung wiederholte. Kühl und gefaßt sah das mutige Weib den dunkelfarbigen Feind an und dachte einen Augenblick, ihre letzte Stunde und die ihres hilflosen Kindleins sei gekommen. Noch nicht. Es kommt ihr ein Einfall. Im nächsten Zimmer ist, fest angebunden, ein großer Hund, eine mächtige Bulldogge, die beim Auszug aus der Festung von ihrem Mann gekauft worden war und nun wegen eben solchen Notfällen, wie die jetzt drohende, im Hause gehalten wurde. Sie gibt dem Wilden ein Zeichen, wie von Gewährung seiner Forderung, geht ins nächste Zimmer, bindet den Hund eilig los und sagt: „Greif ihn an!" Wie Blitz sprang der Hund durch den Türgang, ein Schreckensruf, vom Schmerzengeheul gefolgt, als die scharfen Hundezähne in der Hüfte der Rothaut zusammenschließen, erwies, wie gut die getreue Bestie die Gefahr der Meisterin und die ihm in ihrer Verteidigung obliegende Pflicht begriff. In aller Wahrscheinlichkeit würde der Indianer nicht wieder aufgestanden sein, hätte nicht unsere Heldin, in dessen Herzen Mitleid auf den armen Schelm sofort den augenblicklichen, wenn auch gerechtfertigten Zorn verdrängte, den Hund nicht fortgerufen und den verwundeten Wilden, nachdem sie ihn natürlich des Bogens und Pfeiles entlastet hatte, dadurch befreit. Großherzig wusch Frau Young die Wunde ab, klebte ein großes Pflaster darüber, und schickte ihn als einen weiseren, wenn auch nicht besseren Indianer fort.

Aber die Ansiedler des Salzseetales wurden von den Rothäuten nicht viel belästigt; anderen später angesiedelten Ortschaften erging es viel schlimmer. Grausam waren bisweilen die Kriege, welche die Indianer unter sich führten. Eins ihrer Gebräuche war, die Kriegsgefangenen zu foltern und töten, falls sie sie nicht verkaufen konnten. Den ersten Winter wurden mehrere Indianerkinder von den Insassen der Festung losgekauft, um den Tod oder, was ja noch schlimmer war, das Foltern bis zum Tode von seiten ihrer unbarmherzigen Eroberern zu verhüten. Eins davon, ein Mädchen, wurde von Charles Decker gekauft, der sie dann der Schwester, Clara D. Young, gab; von letzterer wurde sie zivilisiert und bis zur Männlichkeit erzogen." (Aus „History of Utah", von Whitney.)

Winke über Missionsarbeit.

(Schluß.)

Wie viele Traktate sollte man im Monat verteilen? Vor drei Jahren galten dreihundert als eine sehr erfreuliche, sogar bahnbrechende Zahl. Die folgenden zwei Jahre bewirkten eine durchschnittliche Besserung von etwa zweihundert Prozent; das letzte Jahr von ungefähr hundert Prozent. Im vorigen Monat stiegen jedoch einige Berichte bis auf zweitausend. Einer, der vor einigen Jahren in die Heimat zurückkehrte, sagte mit (damals berechtigtem) Stolz, er habe auf

der Mission zehntausend Traktate ausgeteilt. Wenn man das eine Mission nennen darf, so sieht sie aus, als ob einzelne, falls sie ihr treues Wirken ständig fortsetzen, in der gewöhnlichen Frist fünf bis sechs Missionen würden hinter sich zurücklegen können. Als Richtschnur darf nur gelten: ein wenig mehr zu wagen als wir uns zutrauen — und es dann ausführen! Man denke sich (allenfalls kommt es ja nicht so weit), daß die ausgeteilten Traktate, die abgehaltenen Gespräche und sonstige Arbeit auf dem Entlassungsschein vermerkt würden: blickten wir dann der Heimkehr so freudig entgegen, wie es jetzt öfters der Fall ist? Wegen dem äußerlichen Schein wollen wir gewiß nicht arbeiten; dennoch werden bei treuem Schaffen auch die äußerlichen Merkmale nicht ferne bleiben.

Nur eine Gefahr steht uns bei so regem Wirken bevor: wir neigen schließlich zur Oberflächlichkeit. Die Frage ist: wie kann ich diese Botschaft am besten verkündigen? In diesem Lichte sind die Traktate nur Mittel zur Erreichung eines gewissen Zieles, nicht das Ziel selbst. Unsere Literatur soll dazu dienen, uns beim Volke Zugang zu verschaffen. Gelesenes kann nicht mehr als augenblicklich interessieren: unsere Persönlichkeit wird den tiefsten Eindruck auf die neuerworbenen Freunde machen. Im Besitze des Geistes, sollte der Seelenadel des Altesten hervorleuchten und ehrliche Leute beim ersten Zusammentreffen zu Freunden gewinnen. Man demütige sich aber und spreche aus tiefstem Herzen, man denke an das hohe und hehre Ideal, das einem das Evangelium einflößt, an die Lieben, die sehnlich auf unsere Heimkehr warten, die Treuen, die so viel aufgeopfert und gelitten haben, um diese Missionen zu ermöglichen, man denke an den himmlischen Vater, der diesen herrlichen Erlösungsplan wieder durch bevollmächtigte Diener verkündigen läßt: das alles soll einen ermuntern und anspornen. Das Herz wird brennen, eine heilige Glut wird die Augen erhellen, das Angesicht wird vor Freude glänzen; und wenn wir der Sprache auch noch nicht vollkommen mächtig sind, so redet durch uns doch eine höhere Intelligenz. Stammelnde Überzeugung ist wirksamer als beredter Zweifel.

Wann sollten wir Traktate austeilen? Die, welche ihre fünfzigtausend (30×1667) verteilen wollen, haben wenig Zeit, diese Frage zu besprechen. Solche arbeiten bei jeder günstigen Gelegenheit, haben immer Traktate bei sich. Jedoch sind zwei Stunden des Morgens ein sehr guter Anfang, dies natürlich durch das gleiche während des Nachmittags vervollständigt. Zwischen ein Uhr nachmittags und zehn Uhr Abends schulden wir unserer Gesundheit irgend eine Abwechslung. Was könnte geeigneter sein, als die Traktatverteilung? Fünf Treppen hinauf, fünf herunter, Achseln zurückgeworfen: was paßte besser für das Tiefatmen, für die Kräftigung der Muskeln der Beine und des Rückens? Es ließe sich manches andere darüber sagen, aber es sei nur noch ein Vorzug erwähnt: die Übung im Deutschsprechen. Mit Fremden gibt man sich halt größere Mühe als mit den Geschwistern, dies nicht nur in religiöser Beziehung, sondern auch im Gebrauch der fremden Sprache. Man wird dazu genötigt, sich vermittelst dieser zu verständigen, notwendigerweise also hineinzudenken. Das hat mehr praktischen Wert als aller Unterricht, der sich gewöhnlich auf das Theoretische beschränkt. Wenn einer sagt, dieser Teil der Arbeit sei von nur ganz geringem Wert, so spricht durch ihn der alte Aberglaube wieder. Der spukt immer noch umher.

Man muß sich mit den Traktaten vertraulich machen und dann weislich bestimmen, in welcher Ordnung dieselben auszuteilen sind. Die Gesinnung des Volkes hat alles damit zu sagen: ist es auf dem Lande, so herrschen ganz andere Verhältnisse wie in der Stadt; ist die Gegend streng katholisch, so wäre es lächerlich, auf die gleiche Weise zu verfahren wie unter evangelisch Gesinnten. Lockt die Gelegenheit zum Argumentieren noch so sehr, so sollten wir dennoch auf keinen religiösen Streit eingehen, noch uns einziehen lassen. Die besten Argumente können fehlschlagen und die Leute schließlich anfeinden. Bei verschiedenen Personen ist eine verschiedenartige Erörterung erforderlich; dies darf aber nie die Grenzen der

einfachsten Prinzipien des Evangeliums überschreiten. Das hat mancher mit großem Weh und Ach erst erfahren müssen. Die erklärende Haltung hat viele Vorzüge über die beweisende, zweifellos ist sie die sichere.

Widmet man der Arbeit die rechte Aufmerksamkeit, so findet man sich nicht mit überflüssiger Muße belastet. Einige Zeit dürfen wir für uns selbst beanspruchen, das aber nur zu einem guten Zweck. Über das Sprachstudium wird hier kein Wort gesagt, denn das wird im nächsten Stern vom Ältesten Jas. L. Barker eingehender behandelt; eine Mission und beinahe zehn Jahre von Erfahrung mit der deutschen Sprache sollten seinem Aufsatz großen praktischen Wert verleihen. Das werden die Ältesten gewiß nicht übersehen. Das Studium sollte womöglich ununterbrochen sein; das Lesen beim Fahren ist zu teuer, das Gelernte ersetzt noch lange nicht den Schaden, den die Augen dabei erleiden. Man kann die Gesundheit nicht hoch genug schätzen. Findet man, daß es einem an genügender körperlicher Übung fehlt, so kann man dieselbe im Zimmer verschaffen. Dazu ist auch gar kein Apparat erforderlich; Swaboda, einer der bekanntesten amerikanischen Gymnasiasten, behauptet sogar, daß man sich damit mehr schadet als nützt. Will man ein System zu Rate ziehen, so kaufe man „Mein System" von Mütter, das überall vorrätig ist und zugleich anerkannt wird. Durch rechte Übung härtet man den Körper ab und setzt sich der Krankheit nicht so aus. Fühlt man sich unwohl, so sollte man genügende Pflege haben, bis eine vollständige Genesung bezweckt wird. In solchen Fällen dürfen die Angehörigen nur das Geringste erfahren; manche Sorge wird durch ein klagendes Wort in einem Brief verursacht.

Das deutsche Volk lieben zu lernen, ist eine der Grundbedingungen einer erfolgreichen Mission. Es erweist keine tiefe Gelehrsamkeit, Unterschiede zwischen amerikanischen und deutschen Gebräuchen andeuten zu können; diese aber ohne Überlegung als dumm zu bezeichnen, erweist ohne Zweifel ein sehr seichtes Denkvermögen. Wenn einem etwas nicht gefällt, so braucht man gewiß nicht zu heucheln — Schweigen ist lange nicht Heucheln! - Ist es angebracht, die Meinung zu äußern, so kann dies auf eine Weise geschehen, die niemanden beleidigt. Unseretwegen wird sich das Volk doch nicht wesentlich ändern. Man muß lernen, sich dem Gutem, obschon auch Ungewohntem anpassen.

Mit alle diesem wird die Mission nicht vollkommen sein; ohne es kann sie aber auch nicht vollkommen sein, also empfehlen wir es allen denkenden Ältesten.

A. D. B.

Entlassen.

Am 22. November 1906 wurde Präsident Thos. D. Rees der Züricher Konferenz, der seit einiger Zeit an den Lungen schwer gelitten hat, wegen Gesundheitszustand ehrenvoll in die Heimat entlassen. Ältester Rees kam am 26. Oktober 1904 im Missionsfelde an und hat seitdem in den Züricher, Dresdener und Breslauer Konferenzen gearbeitet.

Wir wünschen dem Bruder eine angenehme Reise und ein glückliches Antreffen mit den Seinigen.

Gestorben.

Am 20. November 1906 ist Schwester Regina Christine Dähn zu Stettin gestorben. Sie wurde am 9. Oktober 1842 geboren und ist seit dem 16. Juni d. J. Mitglied der Kirche gewesen.

Am 20. November 1906 ist die kleine Frieda Anna Pobanz ebendaselbst gestorben.

Am 17. November 1906 ist Schwester Augusta Marie Otto, geboren den 18. Oktober 1835, zu Dresden gestorben.

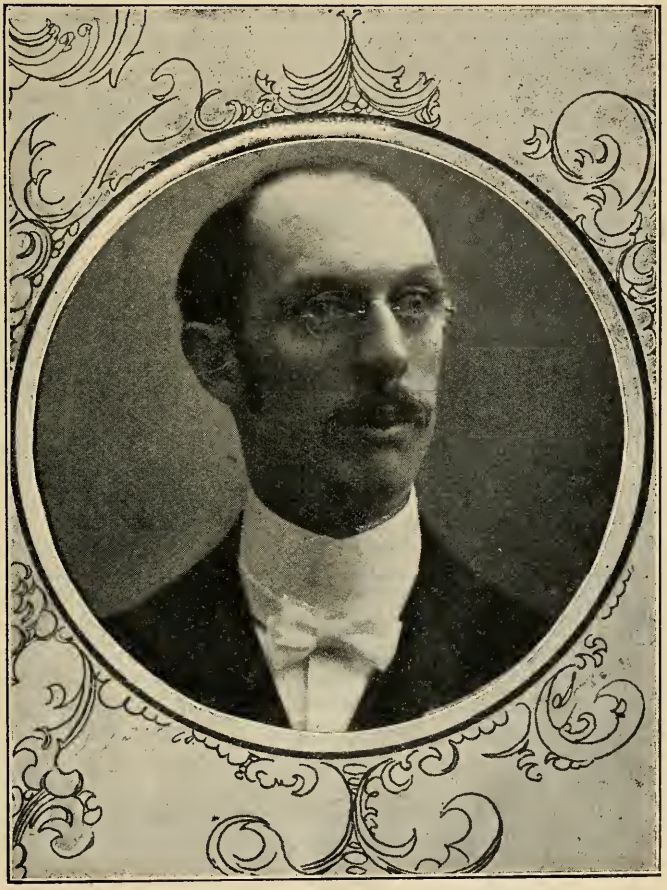
Den trauernden Angehörigen möge des Herrn reichlicher Trost zuteil werden.

Der Stern.

Deutsches Organ der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.

Apostel George Albert Smith.

Obwohl erst im sechsunddreißigsten Lebensjahr (er wurde am 4. April 1870 zu Salzseestadt geboren), so hat Apostel George Albert Smith dennoch schon eine vielseitige Erfahrung gehabt. Sein Vater, Apostel John Henry Smith, trat die



George Albert Smith.

erste Mission an, als George nur zwölf Jahre alt war; dieser gab aber die Schule gerne auf, um der Mutter behülflich zu sein. Dies tat er nicht, weil es ihm an Wißbegierde mangelte, denn dieselbe trieb ihn später dazu, seine Ausbildung auf der Universität fortzusetzen. Von Jugend auf erwies er stets das regste Interesse am Werke des Herrn, in der Sonntagsschule und im Fortschrittsverein fehlte er

nie. Einige Jahre fungierte er in letzterer als Lehrer. Dieses Amt brachte ihn in nähere Berührung mit vielen, und er erwarb dadurch freiere Gesinnung, größeren Menschensinn. In 1891 erfüllte er die erste Mission, eine dreimonatliche Sonderarbeit im Interesse des Fortschrittsvereins im Süd-Utah, und im folgenden Jahr nahm er wieder Abschied, um eine Mission in den Süd-Staaten Amerikas zu erfüllen. Seine Missionstätigkeit war fast gänzlich auf dem Missionsbureau zu Chattanooga beschränkt, wo seine Pflichttreue ihm viele Freunde erwarb. Hier war seine frühere Erfahrung von großem Nutzen, denn die Umstände erforderten Außergewöhnliches, was er aber mit Leichtigkeit zu leisten vermochte. Die Dienste seiner Frau will er auch nicht verkennen, er sagt: „Mit einer solchen Frau wird es einem bedeutend leichter, seine Religion auszuführen."

Bei der Heimkehr fand er sofortige Beschäftigung; seine früheren Leistungen hatten ihm so viel gesichert. Die folgenden Jahre brachten ihm Erhöhungen in Fülle, bis er Anfang Februar 1901 zum Einnehmer auf dem Regierungs-Landbureau zu Salzseestadt ernannt wurde.

Diese Stellung bekleidet er immer noch zur vollständigen Befriedigung des Departments. Außer seiner zwölfjährigen Erfahrung im Konsumverein Zions hat er noch als Schreiber für die Gemeinnützige Wagen- und Maschinengesellschaft gearbeitet.

Gleich nach seiner Missionszeit wurde er als Superintendent der Sonntagsschule der siebzehnten Gemeinde des Salzsee-Pfahles und später als Superintendent der Fortschrittsvereine für junge Männer in demselben Pfahl eingesetzt. Seine Pflichttreue dabei verdiente die Anerkennung seiner Vorgesetzten. Am 6. Oktober 1903 wurde er zum Glied des Apostelkollegiums auserkoren und nach Zustimmung der allgemeinen Konferenz vom Präs. Joseph F. Smith ordiniert. Der Ruf zum Apostelamt kam in Erfüllung von Prophezeiungen, die solche Männer wie Bischof Allen der zwanzigsten Gemeinde, Zebedee Coltrin und Homer Dunkan, schon mehrere Jahre vorher gemacht hatten.

Er hält sehr viel auf Pünktlichkeit, und man darf es mit Sicherheit annehmen, daß, wenn er sich bei einer verabredeten Zusammenkunft nicht zeitig einstellt, so wird er durch Wichtigeres abgehalten, und er kommt gar nicht. Bezüglich seiner Reinheit und Unbescholtenheit sagte ihm die Mutter, als er sich verheiratete: „Mein Sohn, dein Betragen hat mir bis auf diese Zeit keinen Augenblick Sorge gemacht." „Mutter," sagte er, „kein Junge hat je eine bessere Mutter oder einen besseren Vater als ich gehabt."

Er hat versucht, so zu leben, daß er zu irgend einer Zeit zum Herrn gehen konnte und seinen Zweifel durch Licht und Erkenntnis verbannen lassen. Jede Umgebung hat er vermieden, wo er sich in Begleitung seiner Frau oder Mutter genieren müßte. Den Genuß von Tabak und starken Getränken kennt er gar nicht, im übrigen beobachtet er das Wort der Weisheit sehr streng. Es ist ein Vergnügen, ihn kennen zu lernen; denn er begrüßt einen so herzlich, daß man sich in seiner Gegenwart sogleich zu Hause fühlt. Was er unternimmt, setzt er mit Entschlossenheit durch, zwar macht seine Begeisterung alle Arbeit zur Freude.

(Nach Mill. Star.)

Fröhliche Weihnachten!

Ich wünsche den Heiligen der Schweizerischen und Deutschen Mission fröhliche Weihnachten. Der Tag, der durchs ganze Christentum als der Geburtstag des Heilandes gefeiert wird, kommt wahrscheinlich früher als die richtige Zeit Seiner Ankunft in die Welt, aber da er jetzt so üblich und beliebt ist und sich nicht leicht ändern ließe, so beteiligen wir uns an der allgemeinen Freude über das glorreiche Ereignis. Daß Er, der am Anfang beim Vater war und regen Anteil an der

Gründung dieser Erde nahm, als einer der heiligen Trinität in die Sterblichkeit herniederstieg und des Menschen Sohn wurde, ist ein Wunder, welches menschlichen Verstand übersteigt, wenn göttliche Erleuchtung fehlt. Daß Er, der keine Sünde kannte, sich als ein Opfer für Sünder darbot, damit sie vom ewigen Tod erlöst und durch Gehorsam zu Seinen Lehren in die Gegenwart und Herrlichkeit Gottes verklärt werden konnten, ist so erhaben, so wunderbar, daß es weit außer dem menschlichen Ausdrucksvermögen liegt. Dennoch wissen wir, daß dies die Wahrheit ist, und es bringt uns unaussprechliche Freude. Daher lobsingen wir Ihm, der für uns starb, und lassen die Freudenglocken tönen, und mit festlichem Mahl und Schall feiern wir Seine Geburt und wiederholen die Jubellieder der Engel, die Seinen Geist atmeten in dem Refrain: „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Laßt uns in Seinen Fußstapfen nachfolgen, Seinen Tugenden nacheifern, Seine Gebote halten und am großen Erlösungswerke teilnehmen. Friede sei Ihnen allen, meine lieben Brüder und Schwestern, und mögen Ihre Herzen zu dieser fröhlichen Weihnachtszeit durch Seine Gunst erheitert werden.

Liverpool, Dezember 1906. Chas. W. Penrose.

Weihnachten bei Cratchits.

Mr. Cratchits Frau, in einem ärmlichen, zweimal gewendeten Kleid, schön aufgeputzt mit Bändern, die billig sind, aber hübsch genug für sechs Pence aussehen, stand im Zimmer und deckte den Tisch. Belinda Cratchit, ihre zweite Tochter, half ihr, während Mr. Peter Cratchit mit der Gabel in eine Schüssel voll Kartoffeln stach und die Spitzen seines ungeheuren Hemdkragens (Bobs Privateigentum, seinem Sohn und Erben zu Ehren des Festes geliehen) in den Mund kriegte, voller Stolz, so schön angezogen zu sein und voll Sehnsucht, sein weißes Hemd in den fashionablen Parks zur Schau zu tragen. Jetzt kamen die zwei kleinern Cratchits, ein Mädchen und ein Knabe, hereingesprungen, und schrien, sie hätten an des Bäckers Tür die Gans gerochen und gewußt, daß es ihre eigne sei; und in freudigem Träumen von Salbei und Zwiebeln tanzten sie um den Tisch und erhoben Master Peter Cratchit bis in den Himmel, während er (nicht stolz, obgleich der Hemdkragen ihn fast erstickte) das Feuer blies, bis die Kartoffeln aufwallend an den Topfdeckel klopften, daß man sie herauslassen und schälen möge.

„Wo bleibt nur der Vater?“ sagte Mrs. Cratchit. „Und dein Bruder Tiny Tim; und Martha kam vorige Weihnachten eine halbe Stunde früher.“

„Hier ist Martha, Mutter,“ sagte ein Mädchen, zur Tür hereintretend.

„Hier ist Martha, Mutter,“ riefen die kleinen Cratchits. „Hurra, das ist eine Gans, Martha.“

„Gott grüße dich, liebes Kind! wie spät du kommst!“ sagte Mrs. Cratchit, sie ein dutzendmal küssend und mit zutulichem Eifer ihr Shawl und Hut abnehmend.

„Wir hatten gestern Abend viel zurecht zu machen,“ antwortete das Mädchen, „und mußten heute alles fertig machen, Mutter.“

„Nun, es schadet nichts, da du doch da bist,“ sagte Mrs. Cratchit. „Setze dich an das Feuer, liebes Kind, und wärme dich.“

„Nein, nein, der Vater kommt,“ riefen die beiden kleinen Cratchits, die überall zu gleicher Zeit waren. „Versteck' dich, Martha, versteck' dich!“

Martha versteckte sich und jetzt trat Bob herein, der Vater. Wenigstens drei Fuß, ungerechnet der Fransen, hing der Shawl auf seine Brust herab und die abgetragenen Kleider waren geflickt und gebürstet, um ihnen ein Ansehen zu geben. Tiny Tim saß auf seiner Schulter. Der arme Tiny Tim! er trug eine kleine Krücke und seine Glieder wurden von eisernen Schienen gestützt.

„Nun, wo ist unsere Martha?“ rief Bob Cratchit, im Zimmer herumschauend.

„Sie kommt nicht,“ sagte Mrs. Cratchit.

„Sie kommt nicht?“ sagte Bob mit einer plötzlichen Abnahme seiner fröhlichen Laune; denn er war den ganzen Weg von der Kirche Tims Pferd gewesen und im vollen Laufe nach Hause gerannt. „Sie kommt nicht zum Weihnachtsabend?“

Martha wollte ihm keinen Schmerz verursachen, selbst nicht aus Scherz, und so trat sie hinter der Tür hervor und schlang ihre Arme um seinen Hals, während die beiden kleinen Cratchits sich Tiny Tims bemächtigten und ihn nach dem Waschhause trugen, damit er den Pudding im Kessel singen höre.

„Und wie hat sich der kleine Tim aufgeführt?“ fragte Mrs. Cratchit, als sie Bob wegen seiner Leichtgläubigkeit genecki und Bob seine Tochter nach Herzenslust geküßt hatte.

„Wie ein Gotdkind,“ sagte Bob, „und noch besser. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber er wird jetzt so träumerisch vom Alleinsitzen, und sinnt sich die seltsamsten Dinge aus. Heute wie wir nach Hause gingen, sagte er, er hoffe, die Leute sähen ihn in der Kirche, denn er sei ein Krüppel, und es wäre vielleicht gut für sie, sich am Christtag an den zu erinnern, der Lahme gehend und Blinde sehend machte.“

Bobs Stimme zitterte, als er dies sagte und zitterte noch mehr, als er hinzufügte, daß Tiny Tim stärker und gesunder werden würde.

Man hörte jetzt seine kleine Krücke auf dem Fußboden und ehe weiter ein Wort gesprochen worden, war Tim wieder da und wurde von seinem Bruder und seiner Schwester nach seinem Stuhl neben dem Feuer geführt. Während jetzt Bob, seine Rockaufschläge in die Höhe schlagend — als wenn es möglich wäre, sie noch mehr abzutragen — in einer Bowle aus Cognak und Zitronen eine heiße Mischung zubereitete, und sie umrührte und wieder an das Feuer setzte, damit sie sich warm halten möge, gingen Master Peter und die zwei sich überall befindenden kleinen Cratchits, um die Gans zu holen, mit der sie bald in feierlichem Zuge zurückkehrten.

Jetzt entstand ein solcher Lärm, als ob eine Gans der seltenste aller Vögel wäre, ein gefiedertes Wunder, gegen das ein schwarzer Schwan etwas ganz Gewöhnliches wäre, und wirklich war sie es auch in diesem Hause. Mrs. Cratchit ließ die Bratenbrühe aufwallen; Master Peter schmorte die Kartoffeln mit unglaublichem Eifer; Miß Betinda machte die Apfelsauce süß; Martha stäubte die gewärmten Teller ab; Bob trug Tiny Tim neben sich in eine behagliche Ecke am Tisch; die beiden kleinen Cratchits stellten die Stühle zurecht, wobei sie sich nicht vergaßen, und nahmen ihren Posten ein, den Löffel in den Mund steckend, damit sie nicht nach Gans schrieen, ehe die Reihe an sie kam. Endlich wurde das Gericht aufgetragen und das Tischgebet gesprochen. Darauf folgte eine atemlose Pause, als Mrs. Cratchit, das Vorschneidmesser langsam von der Spitze bis zum Heft betrachtend, sich zurecht machte, es der Gans in die Brust zu stoßen; aber wie sie es tat, und wie der lang erwartete Strom des Gefüllsels sich ergoß, ertönte ein freudiges Murmeln um den ganzen Tisch, und selbst Tiny Tim, durch die beiden kleinen Cratchits in Feuer gebracht, schlug mit dem Heft seines Messers auf den Tisch und rief ein schwaches Hurra.

Nie hatte es so eine Gans gegeben. Bob sagte, er glaube nicht, daß jemals eine solche Gans gebraten worden wäre. Ihre Zartheit und ihr Fett, ihre Größe und ihre Billigkeit waren der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Mit Hilfe der Apfelsauce und der geschmorten Kartoffeln, gab sie ein hinreichendes Mahl für die ganze Familie; und wie Mrs. Cratchit einen einzigen kleinen Knochen noch auf der Schüssel liegen sah, sagte sie mit großer Freude, sie hätten doch nicht alles aufgegessen! Aber jeder von ihnen hatte genug und die kleinen Cratchits waren bis an die Augenbrauen mit Salbei und Zwiebeln eingesalbt. Jetzt wurden die Teller von Miß Betinda gewechselt, und Mrs. Cratchit verließ das Zimmer allein — denn sie war zu unruhig, Zeugen dulden zu können — um den Pudding herauszunehmen und hereinzubringen.

Wenn er nicht ausgebacken wäre! Wenn er beim Herausnehmen in Stücke zerfiele! Wenn jemand über die Mauer des Hinterhauses geklettert wäre und ihn gestohlen hätte, während sie sich an der Gans erquickten — ein Gedanke, bei dem die beiden Cratchits bleich vor Schrecken wurden! Alles mögliche Schreckliche dachte man sich.

Hallo eine Wolke Rauch! der Pudding war aus dem Kessel genommen. Ein Geruch, wie an einem Waschtag! das war die Serviette. Ein Geruch wie in einem Speisehause, mit einem Pastetenbäcker auf der einen und einer Wäscherin auf der andern Seite! Das war der Pudding. In einer halben Minute trat Mrs. Cratchit herein, aufgeregt, aber stolz lächelnd und vor sich den Pudding, hart und fest wie eine gefleckte Kanonenkugel, in einem Viertelquart Rum flammend und in der Mitte mit der festlichen Stechpeiche geschmückt.

O, ein wunderbarer Pudding! Bob Cratchit sagte mit ruhiger und sicherer Stimme, er halte das für das größte Kochkunststück, welches Mrs. Cratchit seit ihrer Heirat verrichtet habe. Mrs. Cratchit sagte, jetzt da die Last von ihrem Herzen sei, wolle sie nur gestehen, daß sie wegen der Menge des Mehls gar sehr in Angst gewesen sei. Jeder hatte darüber etwas zu sagen, aber keiner sagte oder dachte, es sei doch ein kleiner Pudding für eine so große Familie. Das wäre offenbare Ketzerei gewesen. Jeder Cratchit würde sich geschämt haben, so etwas nur zu denken.

Endlich waren sie mit dem Essen fertig, der Tisch war abgedeckt, der Herd gekehrt und das Feuer aufgeschürt. Das Gemisch in der Bowle wurde gekostet und für fertig erklärt, Äpfel und Apfelsinen auf den Tisch gesetzt und ein paar Hände voll Kastanien auf das Feuer geschüttet. Dann setzte sich die ganze Familie Cratchit um den Kamin in einem Kreise, wie es Bob Cratchit nannte, obgleich es eigentlich nur ein Halbkreis war; Bob in der Mitte und neben ihm der Gläservorrat der Familie; zwei Paßgläser und ein Milchkännchen ohne Henkel.

Diese Gefäße aber hielten das heiße Gemisch aus der Bowle so gut, als wenn es goldene Pokale gewesen wären, und Bob schenkte es mit strahlenden Blicken ein, während die Kastanien auf dem Feuer spuckten und platzten. Dann schlug Bob den Toast vor: „Uns allen eine fröhliche Weihnacht, meine Lieben! Gott segne uns!“

Die ganze Familie wiederholte den Toast.

„Gott segne uns alle und jeden!“ sagte Tiny Tim, der letzte von allen.

Aus dem Missionsfelde.

Am 20. Oktober 1906 versammelten sich die Ältesten der Leipziger Konferenz, um einen Priesterrat abzuhalten. Nach Singen und Gebet bewillkommnete Präs. Rich die Anwesenden. Präs. Ballif bat, daß der Geist des Herrn der Versammlung beiwohnen möchte, damit die Brüder sich frank und frei ausdrücken.

Ältester W. W. Boren aus Gotha sagte, er könnte einen besseren Zustand in seinem Bezirk berichten, als früher geherrscht habe. Die meisten Heiligen kämen ihren Pflichten nach und gäben den Freunden ein gutes Beispiel. Ältester August Meyer berichtete die Erfurter Gemeinde als in gutem Zustande. Ältester Lindsay, der ebendaselbst tätig ist, bemerkte, er fühle sich sehr gut und habe schon einige sehr gute Freunde. Bruder J. E. Pixton sagte, die Leipziger Gemeinde sei einig, obwohl einzelne wenig Interesse fürs Evangelium hegten. Ältester D. R. Moß berichtete, daß in Bernburg zwei Seelen der Kirche zugezählt worden wären, und die Aussichten auf mehr Taufen sehr gut seien. Bruder Wilcox drückte seine Befriedigung über das Werk in jenem Teile der Konferenz aus. Ältester Whitney aus Cöthen sagte, er fühle sich wohl und habe schon mehrere Freunde. Ältester

Schwendimann meinte, eine Gemeinde könne bald in Dessau gegründet werden, wenn man auf den bis jetzt erzielten Erfolg irgend etwas geben dürfe. Der nächste Redner war Bruder Edgar Thatcher, der sich freute, nach der Leipziger Konferenz versetzt zu sein. Bruder W. Alred, der unlängst aus der Salzseestadt eingetroffen ist, bemerkte, daß er willig sei, alles zu tun, was in seinen Kräften stehe. Nach einem Lied von vier Brüdern sprach Präs. Rich wieder ein paar Worte, seine Bemerkungen wurden jedoch nicht in die Länge gezogen, weil Präs. Ballif anwesend war. Zunächst sprach letzterer über die Pflichten der Brüder. Er ermahnte sie, ihrem Beruf treu zu sein und sich beizeiten zu beeifern. Es gebe immer Raum für Verbesserung, sagte der Sprecher. Wer seine Pflicht im Evangelium erfüllt, ist auch in anderen Dingen beflissen.

Nach dem Singen des Liedes „Preist Gott" sprach Ältester Alred das Schlußgebet.

Am folgenden Tage wurden zwei große Versammlungen in dem Leipziger Lokal abgehalten, wobei etwa sechzehn Freunde und zahlreiche Mitglieder anwesend waren. Alle Ältesten legten Zeugnis der Echtheit des Evangeliums ab, und der Geist des Herrn war in reichlicher Fülle zu spüren. Präs. Ballif sprach einige Zeit zu den Versammelten und drückte seine Freude über den Fortschritt des Werkes aus.

Abends wurde noch eine Priesterratsversammlung für die Lokalpriesterschaft zusammengerufen, und alle erklärten sich als sehr befriedigt.

Mitte November ist die Familie des Präsidenten Ballif in Zürich eingetroffen.

Die 77. halbjährige Konferenz der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.

(Fortsetzung.)

Ältester Reed Smoot

des gleichen Kollegiums war der letzte Redner. Er sagte im kurzen:

„Ich schäme mich meiner Religion nicht, schäme mich nicht des Werkes, das das sogenannte Mormonenvolk zu Stande gebracht hat, schäme mich meines Vaterlandes nicht, schäme mich Utahs und der Salzseestadt nicht. Während ich glaube, daß ich Gott die erste Verpflichtung schulde, behaupte ich trotzdem, daß diese Schuldigkeit meiner Pflicht zum Vaterlande nicht widerstrebt. Es gibt keinen Verstoß zwischen Vaterlandsliebe und Liebe zu diesen meinen Brüdern und Schwestern und zu unseren ehrwürdigen Vorfahren, den Pionieren.

„Nun ist die höchste Zeit, dünkt es mir, unsere Heime in Ordnung zu setzen. Wenn wir selber unsere Kinder nicht belehren, so wird eine andere Macht sie zu unserem größten Bedauern belehren. Wir üben auf unsere Kinder einen Einfluß aus, und dieser Einfluß sollte zum Guten sein, damit sie rechtschaffene Männer und Frauen werden." Der Redner berichtete zunächst ziemlich eingehend über die Beobachtung des Wortes der Weisheit in Utah, auch erteilte er sehr zeitmäßigen Rat über rechte Wirtschaft. Schuldigkeit sei unter allen Umständen zu meiden, bemerkte er.

Der Chor und die Mitversammelten sangen „Wir danken dir, Herr, für Propheten", worauf Ältester L. W. Shurtliff das Schlußgebet sprach.

Der erste Redner der Nachmittagsversamlung war

Ältester Hyrum M. Smith

des Apostelkollegiums. Er bemerkte, er habe neulich einen gewissen Satz gelesen, den man einen Charakter in einer Geschichte sprechen läßt, er hieße: „Jedermann

kennt die zehn Gebote, aber es hält sie doch niemand.“ Ältester Smith las alle zehn Gebote nach der Ordnung vor und fügte noch einige Bemerkungen hinzu. Im Wesentlichen sagte er:

„‚Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!‘ Es läßt sich kaum bezweifeln, daß die Heiligen der letzten Tage den hier erwähnten Gott anbeten; aber dürfte man Ähnliches von dem anderen Teile des Gebotes sagen? Es sind zum Beispiel viele, die zu sehr nach weltlichen Dingen trachten, sie errichten in einem Sinne ‚andere Götter neben ihm‘. Fünf Minuten den Tag beten und der Jagd nach Gold die übrige Zeit widmen: das ist gar oft die traurige Geschichte des Lebens. ‚Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen‘. Es übertreten dies viele, beides Jung und Alt; doch ist der Mißbrauch des Gottesnamen eine schwere Sünde, und Mitglieder der Kirche sollten sich nie darauf einlassen. Dieselbe Pflicht erstreckt sich auch über das Halten des Sabbathtags. Es wurzelt sich jetzt, besonders unter den jungen Leuten, die Gewohnheit ein, am heiligen Tage nach Vergnügen und Zerstreuung zu suchen, anstatt dem Gottesdienste beizuwohnen. Es stehen deswegen so viele Bänke in der Kirche leer. Gott befahl den alten Israeliten, ihre Väter und Mütter zu ehren; das hat Er nie widerrufen. Spottnamen für die Eltern, obwohl manchmal nicht bös gemeint sind wenigstens nicht schön. In dieser Beziehung ist das Tun der Kinder von den' ihnen von seiten der Eltern vorgesetzten Beispiel abhängig; läßt der Vater selber die Gebote des Herrn außer acht, wie kann er Anderes von seinen Kindern erwarten? Das Morden ist unter den Heiligen so gut wie unbekannt, doch läßt sich dies vom Stehlen und Ehebrechen kaum sagen. Dagegen schreibt die Kirche aber aufs strengste vor, und die Schuld bleibt nur mit den Übertretern selbst.“

Ältester George Albert Smith

des nämlichen Kollegiums wurde dann zum Sprechen aufgefordert. Im kurzen waren seine Bemerkungen wie folgt:

„Der Herr hat uns reichlich gesegnet, die Geburt unter den Heiligen schätze ich nicht unter den geringsten Segen. Ich wagte es, aller Welt zu erklären, daß die elternliche Ermahnungen immer gut gewesen sind. Befindet sich in mir irgend eine Neigung dazu, Gott zu dienen, die Wahrheit zu ehren, mein Vaterland zu lieben und optimistisch auf den zukünftigen Fortschritt der Menschheit zu hoffen, so schulde ich dem Mormonismus alles. Es ist nichts Schlechtes in der Lehre vorhanden, warum wollen wir denn nicht danach leben? Will uns jemand von der Wahrheit abtrünnig machen, so sollten wir ein wenig genauer nach seinem Charakter sehen; bis jetzt habe keinen einzigen gekannt, der neben seinem Eifer gegen das Evangelium auch nicht andere Züge an sich gehabt hat, die keine nähere Untersuchung bestanden hätten. Diese Tatsache stärkt mein Zeugnis nicht wenig. Es wird die Frage manchmal gestellt, ob das jetzige Geschlecht dasselbe erleiden würde, was unsere Eltern erlitten haben. Ganz gewiß, wenn die rechte Belehrung nicht gefehlt hat. Verlassen jetzt nicht Tausende von den jungen Männern ihre bequemen Heime, ihre guten Stellungen, um in eine unfreundliche Welt hinauszugehen, diese wenig populäre Lehre zu verkündigen?“

Ältester Chas. W. Penrose

sprach zunächst über den Einfluß des Heims auf das zukünftige Leben der Kinder. Der Inhalt seiner Bemerkungen war:

„Die Sonntagsschule, auch die anderen äußerlichen Einflüsse werden vergessen; wann wird aber die Ermahnung der Eltern, durch Vorbild bekräftigt, jemals vergehen? Tief eingeprägt, ist sie durchs ganze Leben eine warnende Stimme, selbst wenn alles andere erloschen ist. Die Heiligen werden von seiten der Welt immer mehr oder weniger Widerstand erfahren; dies kann uns jedoch nur stärken, denn wir werden dadurch gezwungen, dem Herrn und Seinen Geboten näher zu leben. Der Geist der Finsternis schweift in der Welt umher und sucht in jedem

Herzen Platz. Er wirkt durch diejenigen, die zum Bösen neigen, lappt auch bisweilen unter unsere Kinder. Das Evangelium gewährt uns eine köstliche Freiheit, dies sollten die Heiligen nicht übersehen. Man ist nur so weit unbeschränkt, als man dem göttlichen Willen folgt."

Zunächst wurde der allgemeine Vorstand der Kirche, wie von Präsidenten Smith vorgelesen, einstimmig anerkannt und unterstützt; unter den vielen Tausenden befand sich keine ablehnende Stimme. Dies liefert den besten Beweis der Einigkeit der Kirche und der allgemeinen Befriedigung mit den leitenden Brüdern.

Der Chor sang das Lied: „Herr und Gott der Himmelsheere", worauf Patriarch John Smith das Schlußgebet sprach.

Am Sonntag Morgen

wurde die Konferenz fortgesetzt. Der Chor sang das Lied: „Glorious things of Thee are spoken" (Über dich wird Herrliches gesprochen). Nach Gebet von Ältesten Byron Sessions sang der Chor die Hymne: „From afar, gracious Lord" (Aus weiter Ferne, gnädiger Herr).

Ältester Chas. Nibley

war bei dieser Konferenzsitzung der erste Redner. Kurz gefaßt sagte er:

„Ich freue mich, mich mit dem Werke Gottes zu befassen. Ich bin auch von Mormoneneltern geboren worden, und mir ist das Evangelium das Köstlichste im Leben. Ich weiß, daß Joseph Smith vom Himmel inspiriert gewesen ist, ein Werk hervorzubringen, welches die religiöse Welt revolutionieren sollte. Jenes Werk, obwohl ursprünglich unbedeutsamen Anfangs, wird trotzdem wachsen, bis es die Erde bedeckt und seinen heilenden Einfluß über alle Gebiete der menschlichen Tätigkeit erstreckt.

„Wir sind die Kinder Gottes. Wenn die religiöse Gesinnung anderer von der unsrigen abweicht, so sind diese dennoch unsere Brüder und Schwestern, und Mormonismus lehrt uns sie so achten und behandeln. Hl. Paulus sagte einmal, Alexander, der Kupferschmied, habe ihm Unrecht zugefügt, und er wünschte, der Herr möchte denselben nach seinen Werken richten. Die Lehre Christi in Bezug auf dies ist viel besser: man sollte Unrecht verzeihen und mit Gutem vergelten. Das wollen wir doch als Heilige der letzten Tage doch beherzigen! Mormonismus lehrt, daß alle Menschen als Individuen dieselben Rechte beanspruchen dürfen. Ein jeder hat das Recht, sich irgend einer Gemeinschaft anzuschließen und schließlich auch andere friedlich dazu zu bewegen. Die Kirche lehrt, daß es uns nicht zusteht, einem darin zu verhindern, man möge glauben, was man wolle, solange man die Rechte anderer nicht verletzt."

(Schluß folgt.)

Inhalt:

Dinge, die zu spät kommen . . .	369	Apostel George Albert Smith . .	377
„Haben Sie Christum gefunden?"	371	Fröhliche Weihnachten!	378
Der erste Winter in Utah . . .	372	Weihnachten bei Cratchits . . .	379
Winke über Missionsarbeit . . .	374	Aus dem Missionsfelde	381
Entlassen	376	Die 77. halbjährliche Konferenz .	382
Gestorben	376		

Der Stern erscheint monatlich zwei Mal.
Jährlicher Abonnementpreis: 5 Fr., Ausland 4 Mk., 1 Dollar.

Verlag und verantwortliche Redaktion und Adresse des schweizerischen und deutschen Missionskomptoirs:
Serge F. Ballif, Höschgasse No. 68, Zürich V.

Druck von Jean Frey, Dianastraße 5 u. 7, Zürich. 2442